

Wolf Linder

**Die Stimme der Dichter und Denker in
der Politik**

***La voix des poètes et des philosophes
dans la politique***



«Wir sind Carl Spitteler»

Veranstaltung der Neuen Helvetischen Gesellschaft

«*Nous sommes Carl Spitteler*»

Manifestation de la Nouvelle Société Helvétique

14. Dezember 2019, Volkshaus Zürich

Bildnachweise Frontseite:

Carl Spitteler

Photographie 1916, Nachlass Carl Spitteler,
Schweizerisches Literaturarchiv Bern

© Paul Bonzon, Lausanne

Johannes Friederich Schiller
Gottfried Keller

Friederich Schiller Archiv, Weimar

Oil painting by Karl Stauffer-Bern, Zürich 1886

Zürcher Kunsthaus,

Leihgabe Gottfried Keller Stiftung

Max Frisch

ETH-Bibliothek_Com_L12-0059-0008-0005

Friedrich Dürrenmatt

ETH-Bibliothek_Com_L12-0059-0008-0005

Iris von Roten

Foto Peter von Roten

Wolf Linder

„Die Stimme der Dichter und Denker in der Politik“

Vortrag, gehalten am 14. Dezember 2019 im Rahmen der Veranstaltung der Neuen Helvetischen Gesellschaft «Wir sind Carl Spitteler» im Volkshaus Zürich

Das Thema mag vielen als Provokation erscheinen. Denn Kulturschaffende klagen oft, die Schweiz sei ein Holzboden für ihre Arbeit, und den Intellektuellen schlägt erhebliches Misstrauen entgegen bei allem, was akademisch klingt. Vor allem aber scheint die Schweizer Politik wenig von Gedichten und Geschichten bestimmt zu sein. Eher lebt sie von handfesten Händeln und Kompromissen für den jeweils kurzfristigen Vorteil. Dem widerspreche ich mit einer Gegenthese: Dichter und Denker nehmen lebhaften Anteil am politischen Leben der Schweiz. Sie haben stets Einfluss zu nehmen versucht, seit den Anfängen der Schweiz als Nation bis in die heutige Zeit. Das gilt auch für Carl Spitteler, der dieses Jahr landauf landab gefeiert wurde. Nicht nur als Dichter und Nobelpreisträger. Denn heute, auf den Tag genau vor 105 Jahren und nur ein paar Schritte von hier, hielt Spitteler seine berühmte Rede „Unser Schweizer Standpunkt“. Und zwar vor der Neuen Helvetischen Gesellschaft, derselben Gesellschaft also, die Sie, liebe Anwesende, zu diesem Anlass eingeladen hat. Spitteler mischte sich mit seiner Rede in die Politik ein. Und zwar mit beachtlicher Wirkung auf die öffentliche Meinung und die Gefühlslage der Nation. Im kritischen Moment, zu Beginn des Ersten Weltkriegs, als viele Deutschschweizer ihr Herz beim Kaiserreich, die Romands hingegen ihre Gefühle bei der Grande Nation hatten, warnte ein Dichter vor der drohenden Spaltung unseres Landes. Spitteler appellierte an die Fähigkeit, die landes-internen Differenzen durch gegenseitige Verständigung zu überwinden. Und er verlangte einen eigenen und unabhängigen Standpunkt der Schweiz gegenüber ihren Nachbarn.

Nun war Spitteler in der Geschichte der modernen Schweiz keineswegs der Einzige, der über seine Schriftstellerei hinaus Stellung bezogen hat: Zur Situation unserer Gesellschaft in der Welt, zu den politischen Auseinandersetzungen im eigenen Haus, und zum Zustand unserer demokratischen Institutionen. Ich gehe im Folgenden an einigen wenigen Beispielen dem Engagement von Schriftstellern in der Politik nach. Dann werde ich fragen: Was bewirken denn Dichter und Denker damit? Schliesslich: Braucht es Stimmen wie jene von Carl Spitteler in der heutigen Politik? Und zuletzt: Sind solche Stimmen künftig überhaupt noch möglich?

Zuerst also zum Beitrag von Dichtern und Denkern zu unserer Politik.

Ich beginne mit einem Dichter, dessen Namen Sie überraschen mag, und der kein Schweizer war: mit Friedrich Schiller. Wir kennen ihn zwar als einen der Grossen der klassischen Literatur. Aber wir übersehen zumeist, welchen gewichtigen Einfluss er im 19. Jahrhundert posthum bei der Verwirklichung der Idee unseres Nationalstaats genommen hat. Schillers „Tell“ machte eine lokale Sage zu einem Stück Weltliteratur. Gleichzeitig aber schenkte er unsern Vorfahren ein ungemein starkes und eingängiges Narrativ, damit ein Volk zusammenfinden konnte, das es 1848 noch gar nicht gab. Für die Verfassung von 1848 bestand die Schweiz - ich zitiere: - „aus den Völkerschaften“ der Kantone. Beachten Sie den Plural. Ein gemeinsames Staatsvolk der Eidgenossenschaft – also von Schweizerinnen und Schweizern – das musste erst noch geschaffen werden. Für das Zusammenwachsen der Kantonsvölker unterschiedlicher Sprache, Konfession und Geschichte waren nicht nur Militär, Post und Eisenbahn wichtig. Es brauchte dafür auch

Symbole, Geschichten und Mythen gemeinsamer Zugehörigkeit. Schillers Heldendrama ist Teil davon. Freilich wurde die Saga sehr viel früher vom gemeinen Volk getragen. Im Schweizer Bauernkrieg von 1653 wurden die drei Führer (Leuenberger, Emmenegger und Schybi) von den Aufständischen die «drei Tellen» genannt. Als Symbol nationaler Einheit mag Tell für die Romands zwar weniger eingängig gewesen sein als die Helvetia. Aber auch die Romands haben während Jahrzehnten die Postmarken von Tell und «Tellenbüebli» auf ihre Briefe geklebt. Lange Zeit war Tells Armbrust das Logo für Exportartikel «Swiss made», und Schillers Geschichte war über Jahrzehnte der Renner jeden Volkstheaters, ein Pflichtstoff in der Schule, hinter den sich nun alle sozialen Schichten stellten. Selbstverständlich können wir heute, nach all den ernüchternden Ereignissen des 20. Jahrhunderts, den alten Heldensagen und Mythen politisch wenig abgewinnen. Aber noch ist unsere Alltagssprache voll von Zitaten aus Schillers Tell— «Zu Hause soll beginnen was leuchten soll im Vaterland; Die Axt im Haus erspart den Zimmermann, Der brave Mann... denkt an sich selbst zuletzt», ...und so fort. Die Frage, ob Wilhelm Tell wirklich gelebt hat, ist darum irrelevant, weil dessen Figur als überzeugende Geschichte geglaubt wurde und gewirkt hat. Eher sollten wir fragen: Wie hätten sich politische Kultur und Identität der Schweiz entwickelt ohne diesen Mythos?

Doch jetzt zu Gottfried Keller. Zu unserem Allgemeinwissen gehört, dass er als Dichter auch Staatsschreiber war. Und dass er, keineswegs gläubig im üblichen Sinn, beauftragt war, für den Kanton Zürich „Bettagsmandate“ zu schreiben. Davon, dass er in frühen Jahren ein glühender Anhänger des jungen Nationalstaats war, zeugt seine „Ode an die Schweiz“

*«O mein Heimatland! O mein Vaterland!
Wie so innig, feurig lieb ich dich!
Schönste Ros', ob jede mir verblich,
Duftest noch an meinem öden Strand!...»*

Die insgesamt fünf Strophen des Lieds gehörten früher zum eisernen Repertoire jedes anständigen Männerchors. Ihr Pathos ist uns heute fremd. Aber das Bedürfnis nach „Heimat“ ist immer noch da. Das sehen wir an den freudig und stolz geschwenkten Schweizerfahnen in Sportstadien. Die siegenden Spitzensportler dagegen stehen beim Erklingen unserer Nationalhymne oft mit geschlossenem Mund da: Fehlen uns die Worte, um zeitgemässes Heimatgefühl auszudrücken? Der touristische Werbeslogan „We love Switzerland“ ist jedenfalls kein Ersatz. Lassen wir die Ode an die Heimat hinter uns und lesen wir den späteren Keller. Ein anderer Keller. Er war zutiefst enttäuscht über die junge Demokratie und die Umwälzungen der Wirtschaft, die sich ganz anders entwickelten als erhofft. Seine Gesellschaftskritik im Roman „Martin Salander“ nahm dunkle Ahnungen vorweg:

«Es wird eine Zeit kommen, wo in unserem Lande, wie anderwärts, sich grosse Massen Geldes zusammenhängen, ohne auf tüchtige Weise erarbeitet und erspart worden zu sein.... dann wird sich zeigen, ob der Faden und die Farbe gut sind an unserem Fahmentuch.»

Und, gewissermassen als erster Grüner, prophezeite Keller:

«Es wird eine Zeit kommen, wo der schwarze Segen der Sonne unter der Erde aufgezehrt ist, in weniger Jahrhunderten, als es Jahrtausende gebraucht hat, ihn zu häufen. Dann wird man auf die Elektrizität bauen. Aber da die lebenden Wälder jetzt schon langsam aber sicher aufgeessen werden, wo werden die geregelten Wasserkräfte sein, welche die elektrischen Maschinen bewegen sollen?...

*Dahin führt das Wahnsinnige: mehr, mehr! immer mehr!
welches das {Genug} verschlingen wird.»*

In der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts nun haben sich vor allem zwei Autoren in die Politik eingemischt: Friedrich Dürrenmatt und Max Frisch. Beide setzten sich auf je eigene Weise mit der Schweiz auseinander.

Zu Frisch ein einziger, wichtiger Punkt: Er stellte sich der moralischen Frage nach Schuld und Verantwortung nicht nur in seinen Romanfiguren, sondern auch politisch. Ihn beschäftigte die Frage: Haben wir uns mit der Neutralität unseres Landes nicht doch auch in Schuld verwickelt? Etwa dann, wenn Neutralität dazu dient, wirtschaftlich auf Kosten Dritter zu profitieren? Ein Thema, das nach wie vor aktuell ist; und eine Frage, die bis heute ohne befriedigende Antwort geblieben ist. Immerhin sorgen Dichter und Denker dafür, dass sie gestellt wird.

Zu Dürrenmatt. Er hat uns mit dem „Besuch der alten Dame“ ein Lehrstück über die Demokratie und ihre Zerbrechlichkeit vor der Macht des Geldes hinterlassen. Übertragen wir die Geschichte aus dem Gällener Dorf ins heutige „Global village“, so könnte das Lehrstück bedrängender nicht sein. Ähnliches gilt für seine Rede „Die Schweiz als Gefängnis“. Wir erinnern uns: 1990, in seiner Festrede für Paclav Havel, zeichnete Dürrenmatt die Schweiz als ein Gefängnis, in dem die Gefangenen zugleich ihre Wärter sind. Dürrenmatt war erzürnt ob des sog. Fichen-Skandals, der noch kein Jahr alt war: Hunderttausende von Bürgerinnen und Bürgern wurden von der Sicherheitspolizei und zahlreichen Helfershelfern aus unserer Zivilgesellschaft als politisch Verdächtige überwacht und registriert. Als Gefängnis prangerte Dürrenmatt vorab die selbstgebaute Einmauerung an. So, wenn die Schweiz zwar mit der ganzen Welt ihre Geschäfte macht, sich aber wirtschaftlich hinter dem politisch geschützten Bankgeheimnis verschanzt. Der schweizerischen Selbstgerechtigkeit redete er mit scharfem Verstand ins Gewissen. Dennoch gab er am Schluss der Rede seine Heimatliebe zu erkennen. Er brachte den antiken Helden Odysseus ins Spiel, dem die Götter das Los eines zweiten Lebens versprochen hatten. Dieser Odysseus, so Dürrenmatt, hätte nach einem Leben voller Abenteuer und Irrfahrten vermutlich ein anderes Schicksal gewählt: Ein sicheres Leben in Beschaulichkeit und Ruhe – kurz: das Los, Schweizer zu sein.

Doch diese Groteske kam nicht bei allen gut an. Einige Honoratioren verweigerten Dürrenmatt Dank und Handschlag; und der Festanlass endete in Konsternation.

In meinem letzten Beispiel geht es um eine Frau, um Iris von Roten. Ihr Buch „Frauen im Laufgitter“ ist weniger Literatur als der Report einer scharfsinnigen, juristisch und soziologisch argumentierenden Denkerin. Sie schildert die Situation der Frau in der Männergesellschaft der 1950er Jahre. Die damalige politische, soziale und wirtschaftliche Stellung der Frau war geprägt von wenigen Privilegien und vielen Benachteiligungen, die uns heute unglaublich erscheinen. Das Buch löste einen Sturm der Entrüstung aus: empörte Reaktionen nicht nur von Männern, sondern auch von Frauen und dem Bund Schweizerischer Frauenorganisationen. Die Medien verrissen das Buch, die Autorin wurde verunglimpft und als Journalistin aufs Abstellgleis gestossen - zurück ins Laufgitter. Mit ihrem polemischen Stil mag Iris von Roten ihren Teil dazu beigetragen haben. Doch sie hatte jene Klarsicht, die dem heutigen Mainstream-Feminismus oft abgeht: Sie sah, dass es auch zwischen den Frauen ein „oben“ und „unten“ in der Gesellschaft gibt und dass die Interessen der Professorin nicht die gleichen sind wie diejenigen ihrer Putzfrau. Iris von Roten hatte wohl kaum einen grossen Einfluss auf den

Bewusstseinswandel jener Männer, die den Frauen 15 Jahre später das Stimmrecht zugestanden. Immerhin verlangten die Volksrechte, dass sich dieser Bewusstseinswandel nicht bloss bei einer parlamentarischen Elite, sondern bei einer Mehrheit der stimmberechtigten Männer durchsetzen musste, um unsere Demokratie von einer halben zu einer ganzen Sache zu machen.

Es gäbe viele weitere Autoren, Thomas Hürlimann, Niklaus Meienberg, Peter Bichsel, Charles Ferdinand Ramuz, über die zu berichten wäre. Sie alle muss ich aus Zeitgründen weglassen. Eines jedoch hat mich bei meinen Recherchen erstaunt: Wie wenig in unserem Land geschrieben wurde zum politischen Bewusstsein und zur Lebenslage der sozialen Unterschichten im 20. Jahrhundert. Darüber würde ich künftig gerne mehr lesen. Denn der gesellschaftliche Graben zwischen Oben und Unten hat sich mittlerweile vertieft. Hier die Lebenswelt der hoch Ausgebildeten, die ins Transnationale abheben, dort die Lebenswelt der Lokalen, die nach wie vor im territorialen Nahraum verwurzelt sind und die oft zu den Verlierern der Globalisierung gehören. Diese beiden Lebenswelten klaffen zunehmend auseinander. Politisch wird dieser Graben von den Eliten als blasse Klage über den Populismus der einfachen und verführbaren Leute aber gründlich verkannt.

Zum Schluss seien noch vier Intellektuelle erwähnt, die einen direkten Einfluss auf die Grundordnung unserer Demokratie ausübten: Drei Juristen - Max Imboden, Jörg Paul Müller und Alfred Kölz - hatten den Mut, ganze Verfassungsentwürfe in die öffentliche Diskussion zu bringen. Und zu guter Letzt war es ein Schriftsteller, Adolf Muschg, dem wir den schönen Ingress des Verfassungsentwurfs von 1977 verdanken, und der - später und in erweiterter Form - in die geltende Bundesverfassung von 1999 eingegangen ist:

*«Im Namen Gottes des Allmächtigen!
Im Willen, den Bund der Eidgenossen zu erneuern;
gewiss, dass frei nur bleibt, wer seine Freiheit gebraucht,
und dass die Stärke des Volkes sich misst am Wohl der Schwachen;
eingedenk der Grenzen aller staatlichen Macht und der Pflicht,
mitzuwirken am Frieden der Welt,
haben Volk und Kantone der Schweiz die folgende Verfassung beschlossen:»*

Nun bin ich ja nicht Literaturkritiker, sondern ein Politologe, der gerne liest. Bei meinen Vorbereitungen für diesen Tag staunte ich trotzdem, wie viele unserer Dichter und Denker sich mit Verstand und beherzt in die Entwicklung unserer Demokratie eingemischt haben. Sie liebten ihre Schweiz, haben die Politik gerade deshalb scharf beobachtet und kritisch kommentiert. Manche von ihnen hielten nicht bloss den Mächtigen im Land den Spiegel vor, sondern uns allen. Einige darunter haben das mit der Ächtung durch die bürgerliche Gesellschaft bezahlt. Aber viele haben sich wie Spitteler einen schweizerischen Standpunkt erarbeitet, wenn auch weniger prominent. Sie alle sind Teil unserer politischen Kultur. Wer sich tiefer auf diese Spurensuche einlassen will, nehme zwei faszinierende Bücher von Peter von Matt zur Hand - „Die tintenblauen Eidgenossen“ und „Das Kalb vom Gotthardpass“. Von Matt - heute unser Gast - führt und verführt uns mit dem Gespür und dem Feinsinn des Literaten in ein weites, faszinierendes Panorama aus Beiträgen politisch relevanter Autoren. Berechtigt ist allerdings die Frage: *Bewirken Dichter und Denker überhaupt etwas in der Politik?*

Haben ihre Worte irgendwelchen Einfluss, oder sind es nur Worte in den Wind gesprochen? Spitteler gibt uns eine erste Antwort darauf. Er bediente sich, wie die Politiker, der Sprache, um etwas in der Welt zu verändern oder anderes zu erhalten. Im

Unterschied zu Politikern aber verfügte er über keine weiteren Machtmittel, um Gefolgschaft zu erreichen. Er hatte keinen Einfluss, um seinen Standpunkt zur Volksabstimmung zu bringen. Auch wies er noch keine überragende Bekanntheit auf. Er hatte nur die Sprache: seine Sprache halt. Doch genau diese Machtlosigkeit machte zugleich die Macht Spittlers aus. Unabhängig von jeder Interessenbindung brachte er seine Sache in die Öffentlichkeit. Er sprach Dinge aus, die von gewählten Politikern nicht gesagt wurden, vielleicht auch nicht mit derselben Eindringlichkeit und Glaubwürdigkeit gesagt werden konnten. Spittlers Worte haben geholfen, die damals tiefe gesellschaftliche Spaltung zwischen Romands und Deutschschweizern aus den Wirren emotionaler Täuschung zu befreien. Ausgerechnet ein oft auch überschwänglicher Dichter wies nüchtern darauf hin, dass zu unterscheiden ist zwischen persönlicher Sympathie und politischer Raison. Damit hat er, in der Verbindung von Engagement und Distanzierung, 1914 das Gemeinsame als das Vernünftige hingestellt. Von der Freiheit des Schriftstellers solchen Gebrauch zu machen, verlangte Mut. Und wohl nicht zuletzt darin lagen Spittlers Glaubwürdigkeit und sein Einfluss über den Tag hinaus - ein ungewisser Einfluss zwar. Immerhin: Sein Beitrag wurde Teil des öffentlichen Nachdenkens. Er half, politische Einheit und Identität der Schweizer Gesellschaft bewusst zu machen. Trotz Röstigraben gehören Welsche und Deutschschweizer heute zusammen. Doch wäre zu fragen:

Braucht es Spittler's Stimme auch heute noch?

Ich habe vor zehn Jahren in meiner Abschiedsrede von der Universität ein helles und zuversichtliches Bild vom Zustand unserer Republik gezeichnet. Diese Zuversicht teile ich in mancher Hinsicht noch heute. Wirtschaftlich geht es den meisten gut. Der Rechtsstaat funktioniert. Im Ausland werden wir mehr und mehr um unsere politischen Institutionen beneidet, um Föderalismus und direkte Demokratie vor allem. Beneidet werden wir auch um etwas, das wir selbst viel zu wenig wahrnehmen: Um unsere Arbeitskultur. In Schweizer Betrieben ist nämlich das gemeinsame Problemlösen auf gleicher Augenhöhe meist wichtiger ist als die formale Hierarchie zwischen Chefs und Untergebenen. In einem Punkt jedoch habe ich mich gründlich getäuscht: Ich habe damals die politische Polarisierung noch als Belebung des politischen Wettbewerbs gesehen. Seither aber hat sie Ausmasse angenommen, die ich als Gefahr für unsere Gesellschaft und Demokratie erachte. In der Europafrage sind wir einander ferner denn je: Es fehlen uns die inneren Gemeinsamkeiten, um eine gemeinsame Haltung mit der EU zu finden. Das ist in der Sache verständlich, geht es doch um eine Schicksalsfrage wie beim Übergang vom kantonalen Staatenbund zum Schweizer Bundesstaat. Für die Bewältigung dieser Frage haben unsere Vorfahren von 1815 bis 1848 immerhin 33 Jahre gebraucht. Liesse es die Geschichte wie früher zu, hätten wir – nach der Ablehnung des EWR 1992 - in der Europafrage doch noch sechs Jahre Zeit.

Beängstigend aber ist die zunehmende Polarisierung und Verfeindung in der Politik: Zwei Lager, die ihre Gegenseite verächtlich entweder als fremdenfeindliche Populisten oder aber als Totengräber der Schweiz abstempeln. Diese selbstgerecht moralisierende Schwarz-Weiss-Malerei vergiftet die Politik. Sie verunmöglicht die Verständigung unter den politischen Eliten und beeinträchtigt deren Fähigkeit, Probleme gemeinsam, kreativ und pragmatisch zu lösen. Leider hat diese Polarisierung längst auch die restliche Gesellschaft erreicht: Wer in politisch eingefärbten Milieus abweichende Meinungen vertritt, verliert das Vertrauen der Freunde oder gar die Freunde selbst. Und wer heute den territorialen Verfassungsstaat verteidigt, wird schnell als fremdenfeindlicher Nationalist abgestempelt. Wer hingegen den Nationalstaat und seine Landesgrenzen als

überflüssig betrachtet, übersieht, dass er damit das Geschäft einer neoliberalen Hyperglobalisierung betreibt, deren Schatten rasch länger werden. Schlimmer noch: Wer weiter denkt und kritisch darauf aufmerksam macht, wie sich das grenzenlose und ungleiche Wirtschaften verbindet mit unablässiger Einwanderung, Naturzerstörung und Klimaerwärmung, der steht momentan zwischen allen Fronten und ist allein. Selbstverständlich tragen zur beklagten Polarisierung auch die sozialen Medien bei. Anfänglich als demokratische Revolution gefeiert, müssen wir inzwischen einsehen, dass die sozialen Medien der Demokratie gleichzeitig schaden. Zwar braucht sie jeder Politiker und jede Politikerin. Aber im digitalen Raum zerfällt die politische Öffentlichkeit in unzählige abgeschlossene Blasen Gleichgesinnter: Sie nehmen die Realität ausserhalb ihrer je eigenen virtuellen Welt kaum mehr wahr.

Bilanz: Trotz Wohlstandswachstum ist die Schweiz zu einer zutiefst gespaltenen Gesellschaft geworden. Carl Spitteler würde sich wundern, wie aktuell seine Warnung vor dem Verlust der nationalen Gemeinsamkeiten gut hundert Jahre später ist. Es ist darum klar: Unsere gespaltene Gesellschaft braucht dringend mehr und tieferes Nachdenken. Stimmen, die artikulieren, was über den Tag hinaus gemeinsam und wichtig ist für uns alle. Stimmen, die uns helfen, einander wieder zuzuhören. Denn dies ist die Voraussetzung für jede Verständigung. Stimmen auch, welche die persönliche Gesinnungsmoral nicht zum Massstab jeglicher Politik machen: Gute Gesinnung allein reicht nicht. Denn Politik hat sich darüber hinaus an jenem moralischen Massstab zu orientieren, der die Folgen und die Verantwortung gegenüber Dritten in Rechnung stellt. Ein grosses Herz für Flüchtlinge, die hier ankommen, nimmt zwar das biblische Gebot der Nächstenliebe beim Wort. Aber der Verstand sagt uns, dass jede ernsthafte Lösung der Migrationsfrage vom Los und von der Lebenslage der viel grösseren Zahl all jener abhängt, die nicht nach Europa und in die Schweiz kommen. Gutes tun und Gutes bewirken fallen nicht immer zusammen. Dasselbe gilt für das nationale und das globale Wohlergehen. Wir haben es mit dem Dilemma zwischen Gesinnungs- und Verantwortungsethik zu tun. Ein Dilemma, das der Soziologe Max Weber - ebenfalls vor hundert Jahren - als den schwierigsten Teil des Berufs von Politikerinnen und Politikern bezeichnet hat.

Was wir also brauchen ist nicht Schwarmintelligenz, sondern mehr Komplexitätsverständnis: Einen Verstand, der uns den nüchternen und kreativen Umgang mit Widersprüchen und Paradoxien erlaubt. Auch Stimmen schliesslich, die sich in einer gespaltenen Gesellschaft mutig gegen den Verlust eines gemeinsamen öffentlichen Bewusstseins wehren. Stimmen, die neue Worte für die politische Einheit und Identität unseres Landes finden. Was die Einheit des Landes ist, glauben wir zu wissen: das gelingende Zusammenleben in einer gemeinsam bestimmten Ordnung, und zwar innerhalb der Grenzen eines Raums, der uns vertraut und anvertraut ist. Identität dagegen ist ein schillernder Begriff. Auf persönlicher Ebene meint er, was Individuen unverwechselbar macht. Was sie geworden sind im Laufe ihres Lebens und im Austausch mit andern. Was aber macht die Schweiz unverwechselbar? Nationale Identität hat, als autistisches, selbstbezogenes und überhebliches Konstrukt, keinen Bestand. Auch sie ist auf die Bereitschaft angewiesen, sich auf gute Beziehungen mit andern einzulassen. Allerdings nicht nur mit unseren reichen Nachbarn oder mit jenen, die in die Schweiz immigriert sind. Das «world wide web» zwingt dazu, auch all jene mitzudenken, die sich noch weit entfernt von unserer Wohlstandsinsel befinden. Denn sie werden unsere Geschichte künftig mitschreiben. Und weil politische Identität nicht allein aus der Vergangenheit geschöpft werden kann, braucht sie nicht nur alte, sondern ist auch auf

neue Worte angewiesen. Deshalb: Ja, es braucht neue Spitteler, um einen lebendigen Bestand zu haben und eine zukunftsträchtige Schweiz wahr zu machen.

Sind Dichter- und Denker-Stimmen überhaupt noch möglich?

Das wäre meine letzte Frage. Soviel ist sicher: Kulturschaffende sind beteiligt am Schaffen politischer Kultur. Aber wie können sie dazu beitragen, dass wir zu nachdenklicheren und politisch wacheren Zeitgenossinnen und Staatsbürgern werden? Wie meistern sie es, uns zu kritischem und neugierigem Nachdenken über die res publica zu bringen? Und das in einer Republik, deren Bewohnerschaft für ihren Lebensstil drei Planeten braucht? Können Dichterinnen und Denker dem schlechten Beispiel der Politik widerstehen, die Welt schwarz-weiss und in Heil und Unheil einzuteilen? Werden sie darauf verzichten, den medial neu inszenierten Kalten Krieg mitzutragen? Und wie den Graben überwinden, der in der heutigen Schweiz zwischen den globalisierten Überfliegern und jenen Verwurzelten klafft, die sich vorab lokal orientieren? Das alles scheint noch schwieriger zu sein als zur Zeit Spitteler: Die Zustände sind im Aussen- und im Innenraum noch unübersichtlicher und widersprüchlicher geworden. Politik, Wirtschaft, gesellschaftliche Entwicklung - sie allesamt sind von zunehmender Komplexität und von einer sachlichen und moralischen Ambivalenz, die schwer zu fassen und kaum zu ertragen ist. Um mit dieser Durcheinanderwelt zur Rande zu kommen, brauchen wir sie: Dichter und Denkerinnen, die mutig diese Widersprüche erkennen und benennen.

Auf dass, frei nach Gottfried Keller, im «wahnsinnigen Mehr, Mehr, immer Mehr» das «Genug» doch nicht ertrinke. Wäre es denkbar, bewegende individuelle Geschichten wieder glaubwürdig zu verbinden mit den Dramen der Politik sowie den Stärken und Fehlbarkeiten des Rechts und seiner Institutionen? Etwa so, wie es Dürrenmatt im «Besuch der alten Dame» vor 70 Jahren versucht hat. «Stoffe» dafür gibt's genug. Unmöglich darf das nicht sein. Das hoffe ich als überzeugter Demokrat.

© Wolf Linder

*Prof. em. Dr. Wolf Linder, Politologe und Jurist, ist Vorstandsmitglied der Neuen Helvetischen Gesellschaft.
Kontakt: www.wolf-linder.ch/woli@bluewin.ch*

Bildnachweis Rückseite

Adolf Muschg

Thomas Hürlimann

Peter Bichsel

Charles Ferdinand Ramuz

Urheber Ptolusque - Wikimedia, CC BY-SA 4.0

Foto Jannis Keil

Urheber Dontworry - Wikimedia, CC BY-SA 3.0

www.fondation-ramuz.ch



Carl Spitteler
Johannes Friederich Schiller
Max Frisch
Friedrich Dürrenmatt
Gottfried Keller
Iris von Roten
Adolf Muschg
Thomas Hürlimann
Peter Bichsel
Charles Ferdinand Ramuz



Carl Spitteler
100 Jahre/Ans
Literaturnobelpreis
Prix Nobel de littérature
1919-2019



Neue Helvetische Gesellschaft
Nouvelle Société Helvétique
Nuova Società Elvetica
Nova Societad Helvetica

www.nhg.ch